

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 66.

Berlin, Dienstag den 3. Juni

1845.

England.

Leben des Generals Lord Hill. *)

Der Name Lord Hill's steht in der britischen Kriegsgeschichte neben dem seines Freundes und Waffengefährten, des Herzogs von Wellington, dem er in dem hohen Amte eines Oberbefehlshabers der englischen Armee folgte. Unter allen seinen Generalen schätzte der Herzog den klugen und einsichtsvollen Hill am meisten, obgleich ihr Charakter den schärfsten Gegensatz bildete; der strenge, schroffe, eiserne Wellington schien zu einer ganz anderen Geistesklasse zu gehören, als der sanfte, besonnene, ruhige Hill, der von den Soldaten angebetet wurde und ihre Wohlfahrt zu seiner ersten Sorge machte. Es kann unsere Absicht nicht seyn, die Details seines Lebens der so eben erschienenen Biographie nachzuerzählen, in der man sie weitläufig verzeichnet findet; wir beschränken uns darauf, einige Stellen hervorzuheben, die sich auf solche Begebenheiten beziehen, woran er einen unmittelbaren und ausschließlichen Antheil hatte.

Rowland Hill stammte aus einer achtbaren oder, nach Continental-Begriffen zu reden, adligen Familie, die in Shropshire ansässig und mit der Baronetswürde besetzt war. Er wurde am 11. August 1772 geboren und trat in seinem neunzehnten Jahre in Kriegsdienste, wo er schnell die unteren Grade bis zum Obersten durchlief. Bekanntlich sind die Ober-Offiziersstellen in der englischen Armee käuflich, und es wird daher den Söhnen reicher Familien leicht, sich bis zu einer gewissen Stufe emporzuschwingen; aber Hill verdiente seine schnelle Beförderung durch die ausgezeichnete Tapferkeit, die er bei mehreren Gelegenheiten, wie bei der Einnahme von Toulon und im ägyptischen Feldzuge, an den Tag legte. Der Krieg in Spanien öffnete seinem militärischen Talent einen größeren Spielraum; in der Schlacht von Coruña führte er schon eine Brigade, entschied durch sein zeitiges Eintreffen die Schlacht von Busaco, und wurde dann mit einer Division gegen den General Girard detachirt, der ein kleines Truppencorps bei Merida zusammengezogen hatte und einen Einfall in Portugal zu beabsichtigen schien.

„Auf seinem Marsche erfuhr der General Hill, daß Girard zu Arroyo de Molinos siehe und seiner Bewegungen unfundig sey, was ihn zu dem Plane veranlaßte, das französische Corps zu überraschen, oder es wenigstens zu einer Schlacht zu zwingen. Das Wetter war furchtbar, aber die Soldaten führten dennoch einen langen forcirten Marsch in der größten Stille aus, um dem Feinde ihre Annäherung zu verbergen. Am Abend des 27ten gelangten sie nach Alcuéscar, etwa zwei Stunden von dem Lager der nichts ahnenden Franzosen. Man hatte jede mögliche Vorsichts-Maßregel getroffen; die Tirailleurs-Compagnien waren in die Dörfer zerstreut worden, um die Einwohner davon abzuhalten, dem Feinde eine Warnung zukommen zu lassen, und die Kavallerie, Artillerie und Infanterie bivouakirten in den benachbarten Feldern, mit dem strengsten Befehl, die kalte, dunkle Nacht auch nicht durch ein einziges Feuer zu erheitern, dessen flackerndes Licht ihre Nähe verrathen konnte. Der Wind heulte, der Regen fiel in Strömen — die Soldaten waren der ganzen Wuth des Sturmes ausgeliefert, der ihre Zelte umgeworfen hatte; aber das Vertrauen, das sie in ihren Führer setzten, ließ sie ihre Leiden mit Geduld ertragen. Es wärmte sie die Hoffnung, daß der Morgen sie für die ausgestandenen Mühseligkeiten belohnen werde, und ehe noch der erste graue Streif am Horizont erschien, standen sie schon in Reich und Glied, ohne den Trommelschall oder Trompetenklang zu erwarten. Der Boden war trefflich dazu geeignet, einen Hinterhalt zu verbergen; die Truppen desirirten ruhig durch das Dorf, erstiegen einen vor ihnen liegenden Berg, und befanden sich bei Tages-Anbruch etwa eine halbe engl. Meile von Arroyo, wo Girard noch in voller Sicherheit lebte, ohne ihre Nähe und seine eigene Gefahr zu ahnen. Ein starker Hagel, der in diesem Augenblick gegen den Rücken der Allirten schlug, veranlaßte die französischen Piquets, das Gesicht nach der entgegengesetzten Seite zu kehren, aber gerade als der entscheidende Angriff erfolgen sollte, zerstreuten sich die Wolken, der Himmel klärte sich auf, und das feindliche Corps begann, sich zum Ausmarsch zu rüsten. Der verhängnißvolle Moment war jetzt eingetreten. General Hill zeigte sich eben so sehr als seine Untergebenen von der Begeisterung des Tages hingerrissen; seine gewohnte Ruhe verwandelte sich plötzlich in eine feurige Lebhaftigkeit — er zog das Schwert, brach in ein lautes: Hurrah! aus, gab seinem Pferde die Sporen und warf sich zuerst

auf die erschauerten Franzosen, die sich eben aufstellten, ohne an einen Kampf zu denken. Die erste Brigade, die er selbst mit so vielem Nachdruck anführte, rückte sogleich gegen das Dorf Arroyo, indem die hochländischen Saapfeiser, von dem allgemeinen Enthusiasmus ergriffen, ein beliebtes Nationallied spielten, welches den Ueberfall des Generals Cope bei Preston-Pans verewigt. Die zweite Brigade, unter dem Kommando des Generals Howard, machte unterdessen eine Schwenkung nach der anderen Seite des Orts, um den Truppen, die die erste Brigade hinaustreiben würde, den Weg zu vertreten. Im Mittelpunkte stand die Kavallerie, bereit, sich nach jeder Stelle zu wenden, wo ihre Gegenwart nöthig würde. Das 71ste und 92ste Regiment drangen zuerst in Arroyo ein, wo die Franzosen eben hinausdesirirten, mit Ausnahme einer Brigade, die Girard noch vor Tages-Anbruch nach Medellin abgeordnet hatte. Dieser Angriff veränderte ihnen zuerst die Halle, in die sie gerathen waren, und nach einem schwachen Widerstande von Seiten ihrer Kavallerie flohen sie vor den Bajonetten der Engländer. Sobald die französische Infanterie zur Stadt hinaus war, suchte sie jedoch zwei Quarrés zu bilden, indem sich die Reiterei auf dem linken Flügel aufstellte; aber das 71ste Regiment überschüttete sie von den Gartenmauern der Stadt mit einem so heftigen Kugelregen, der bald durch Artillerie verstärkt wurde, daß sie in vollständiger Auflösung die Flucht ergriff. Jetzt begann die Verfolgung, die einen der merkwürdigsten Jüge dieses denkwürdigen Tages bildet. Hinter der Position Girard's erhob sich die steile Felsenwand der Sierra de Montanches, welche seine fliehenden Truppen in der größten Verwirrung zu erklimmen suchten, indem sie ihre Waffen, Patronentaschen und Tornister wegwarfen und bei jedem Schritte ihren Verfolgern in die Hände fielen. In der Aufregung einer solchen Jagd schienen Briten, Portugiesen und Spanier zu vergessen, daß sie die ganze Nacht schlaflos und vom Regen durchnäßt zugebracht hatten; lachend, schreiend und jauchzend kletterten sie den Berg hinauf oder fingen die schwebenden Pferde der Flüchtlinge auf und ritten im Triumphe hinab, bis die Ermüdung Viele zum Stehen brachte und die Uebrigen, die sich zu sehr zerstreut hatten, nach der sehr zweckmäßigen Anordnung des Generals Howard auf dem Gipfel der Sierra Halt machten. Man zählte gegen 1500 Gefangene, worunter mehrere von hohem Rang. Der Lieutenant Blakeney vom 25ten Regiment sprang über eine Mauer und ergriff den Prinzen von Artemberg in der Mitte seiner Offiziere; aber Girard selbst entkam mit einer Handvoll Leute über die Brücke von Medellin, indem er lieber sterben als sich ergeben wollte. Er war in der Schlacht verwundet worden, und sein Oberbefehlshaber, der Marschall Soult, ließ ihn nachher arretilren, und ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen; aber Napoleon, der ihn, seinem Unglück zum Troß, als einen braven Soldaten kannte, verzicht ihm in Hoffnung auf seine künftigen Dienste. (Er kommandirte eine Division im Feldzuge von 1813, war aber eben so unglücklich bei Belzig als früher bei Arroyo de Molinos). Dem General Hill brachte sein wohlausgeführtes Unternehmen großen Ruhm; er hatte einen vollständigen und — was seinem menschenfreundlichen Charakter noch theurer war — einen unblutigen Sieg errungen, indem sein Corps nur geringen Verlust erlitt, während er dem Feinde einen schweren Schlag versetzte.“

Seine nächste That war der Ueberfall von Almaraz, ein eben so kühner als glänzender Handstreich. „Die Straße von Zarajejo nach Almaraz zieht sich durch eine majestätische Landschaft. Der abschüssige Weg, der von den hohen Berggründen nach dem Tajo führt, ist zur Rechten von zertrümmerten Felsenmassen begränzt, an deren Fuße grüne, fruchtbare Thäler und romantische Fluren liegen, wie man sie nur in Spanien findet und um die es andere Länder beneiden müssen. Bei Zarajejo theilte man die Truppen in drei Kolonnen und unternahm einen Nachtmarsch, um zu gleicher Zeit die Brücke von Almaraz mit ihren Forts, das Schloß Mirabete und ein besetztes Haus im Engpasse anzugreifen. Nie war ein Manöver besser angeordnet, aber die Kolonne, die durch den Pof von Cueva von der Sierra auf Almaraz niedersteigen sollte, hatte kaum die Hälfte ihres Weges den steilen Berg hinunter zurückgelegt, als das Tageslicht ihre Annäherung entschleierte, und die beiden anderen fanden sowohl das Schloß als den Pof von Mirabete so stark besetzt, daß ein Angriff unter solchen Umständen für Tollkühnheit gegolten hätte. Es blieb nichts übrig, als auf den Höhen zu bivouakiren; die beiden folgenden Tage wurden in Rekognoszirungen verbracht, aber es zeigte sich keine Aussicht, den Pof erstürmen zu können oder einen Punkt in der Felsenwand zu entdecken, wo man die Artillerie fortbewegen oder niederlassen konnte. Mancher würde den Versuch als hoffnungslos aufgegeben haben, aber der Genius unseres Helden leuchtete nur um so glänzender durch die trüben Wolken, die sich vor

*) The Life of Lord Hill, late Commander of the Forces. By the Rev. Edwin Sidney. London, 1845.

ihm erhoben. Um neun Uhr Abends führte er eine Brigade auf einem Ziegenpfade den Berg hinunter und stellte sie vor Tages-Anbruch im Versteck an der linken Seite des Flusses auf, etwa 800 Yards von einem Fort, welches die Franzosen Napoleon nannten. Seine Verteidiger ließen sich keinen Angriff träumen, bis die noch von dem bei Badajoz vergossenen Blute gerötheten Sturmleitern und das Eröffnen eines lebhaften Feuers ihnen die Gefahr zeigten, die sie umsonst abzuwenden versuchten. Die Brustwehr war bald erkliegen — die Verteidiger wichen, verließen das Kastell und die Verschanzung und flohen nach dem Brückenkopf, den sie zu gleicher Zeit mit ihren Bersaglieren betraten. Die Verwirrung erreichte jetzt ihren Gipfel, da die zuerst Geflüchteten ihre Böte mitgenommen und den Anderen hierdurch alle Hoffnung auf Rettung abgeschnitten hatten: viele ertranken, und etwa 250 geriethen in Gefangenschaft. Die Kanonen des Forts Napoleon wurden von den Siegern gegen das auf der anderen Seite des Flusses liegende Fort Ragusa gerichtet, welches die Franzosen bald verlassen mußten. Jetzt galt es, den Fluß zu passiren. Von zwei muthigen Grenadieren geführt, sprangen einige Soldaten in den Strom, schwammen hinüber und brachten die Böte zurück, worauf der Uebergang sogleich bewerkstelligt wurde. Dann folgte die Zerstörung der Festungswerke, des Proviantes, der Munition und endlich der Böte, und Abends erkriegten die siegreichen Truppen von neuem die Sierra, indem sie die feindlichen Standarten und 250 Gefangene, unter ihnen den Kommandanten und 16 Offiziere, im Triumphe mit sich führten. Die Engländer hatten an diesem Tage im Ganzen 15 Offiziere und 162 Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt; ein Offizier ward durch das Sprengen einer Mine getödtet, die er selbst zur Zerstörung eines Forts angelegt hatte, und dem braven Capitain Eandler wurde der Kopf durch eine Kanonenkugel abgerissen, als er seine Mannschaft die Sturmleitern hinaufführte.“

Der General Hill war ein echter Soldatenfreund, und seine Truppen ergriffen jede Gelegenheit, ihm ihre Liebe und Achtung zu bezeugen. „Während er mit seinem Corps bei Galisteo stand, beschloß das 28te Regiment, welches sich bei Albuera ausgezeichnet hatte, ihm und seinen Generalstabe am 16. Mai, als am zweiten Jahrestag dieser Schlacht, ein großes Mittagmahl zu geben. Es waren zwar weder Fische noch Stühle zu finden, aber man ersann bald den Ausweg, das Bankett im Freien zu veranstalten. In dem glatten und weichen Rasen wurde die Länge und Breite einer Tafel für nicht weniger als hundert Gäste abgemessen; hierauf ward der Rasen sorgfältig weggeschält und ein Graben rund herum gezogen, in welchem die ganze Gesellschaft Platz hatte. In der Mitte ward aus der aufgeworfenen Erde der Tisch gebildet, indem man die Seiten ausschöpfte, um für die Beine der Sitzenden Raum zu machen, und auf das Ganze legte man wieder den grünen Rasen, der die Stelle des Tischtuchs vertrat. Jeder Gast ward höflichst gebeten, Messer, Gabel und Teller selbst mitzubringen und nicht zu streng auf öfteres Wechseln derselben zu sehen. Die Kost war von der kräftigsten Sorte — die schwere Artillerie der Feldküche. Es gab ungeheure Stücke gebratenes und ungeheure Stücke gesottenes Fleisch — Suppe im Ueberfluß, bei deren Verfertigung, wie die herumschwimmenden Fleischklumpen bezeugten, man wenigstens nicht gespart hatte — und endlich Pasteten, in umgekehrten Feldkesseln gebacken, deren Geschmack und Umfang selbst einem Bruder Luß genügt hätten. Ueber Alles ging aber das Willkommen, mit dem man den Hauptgast empfing — den Mann, der nie einen persönlichen Feind hatte, dessen freundliches Lächeln Alle um ihn her ermunterte und dessen ungezwungene Würde jede Handlung und jedes Wort verhütete, die nicht mit Anstand und Sitte im Einklang waren.“

Nach dem ersten Pariser Frieden wurden die Verdienste Hill's (am 3. Mai 1814) durch die Pairwürde und den Titel: Lord Hill von Amaraz, anerkannt; aber das Erscheinen Napoleon's rief ihn bald wieder zu den Waffen, und er eilte von neuem nach dem Festlande, wo er bis zur Ankunft Wellington's die englische Armee in Belgien kommandirte. In der Schlacht von Waterloo wurde sein Pferd unter ihm getödtet und er selbst zur Erde geworfen; doch kam er mit einigen Quetschungen davon, und fuhr fort den thätigsten Antheil an den Operationen dieses blutigen Tages zu nehmen. „Als die Schlacht vorüber war, nahm Lord Hill mit seinem Stabe wieder von der kleinen Hütte Besitz, die er an demselben Morgen verlassen hatte. Seine beiden tapferen Brüder, Sir Robert und Oberst Clement Hill, waren verwundet nach Brüssel geschafft worden; indessen bestand die Gesellschaft noch aus neun Personen. Eine Suppe, die Lord Hill's Bedienter aus zwei Hühnern zubereitete, war die einzige Erfrischung, die man nach einem stundenlangen verzweifelten Kampfe aufreiben konnte; Lord Hill selbst war mit Kontusionen bedeckt und voller Schmerzen, und das Stöhnen und Wehklagen der Verwundeten störte sie die ganze Nacht in ihrer Ruhe. Es war für sie Alle eine Nacht der Qual und des Ungemachs. Die Männer, die dem Beifallsjauchzen Europa's entgegen gingen, die man bald als sieggekronete Helden in Palästen bewirthen sollte, vermochten in einer elenden Hütte nur Seufzer gegen Seufzer auszutauschen.“ — Am Tage nach der Schlacht ritt Lord Hill mit Wellington nach dem preussischen Hauptquartier, um Blücher zu begrüßen. „Wir fanden“, schreibt er, „den alten Marschall sich an Bonaparte's Hut, Orden und persönlicher Bagage ergötzend, die mit seinem Wagen von der preussischen Keiterei erbeutet wurden. Ich glaube wirklich, daß nie eine so gewaltige Schlacht gefochten wurde, als die bei Waterloo, und es ist ein Wunder, daß wir lebend davon gekommen sind.“

Bis zum Jahre 1818 stand Lord Hill bei der Occupations-Armee in Frankreich und zog sich dann nach seinem Landsitz Hawkstone zurück, wo er eine Reihe von Jahren hindurch auf seinen Lorbeeren ruhte. Als der Herzog von Wellington im Januar 1828 Premier-Minister ward, übertrug er dem General Hill den Oberbefehl des britischen Heeres, den er vierzehn Jahre mit Aus-

zeichnung führte, bis ihn zerrüttete Gesundheit nöthigte, den Kommandostab in die Hände seines alten Feldherrn zurückzugeben, der auf diese Weise sein Nachfolger wurde, wie er sein Vorgänger gewesen war. Zum Range eines Viscount erhoben, starb Lord Hill wenige Monate darauf, am 10. Dezember 1842, im 71sten Jahre seines Alters. Er war nie verheiratet; sein Neffe, Sir Rowland Hill, erbt seinen Titel und sein Vermögen.

Mejiko.

Eine Reise in Mejiko.

IV. Der Minenbezirk.

Guanajuato. — Real del Monte.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich einige Tage in Ungewißheit zugebracht hatte über den Weg, welchen ich einschlagen sollte, entschied ich mich für die Rückkehr nach Mejiko und beschloß, unterwegs die Gruben von Real del Monte zu besuchen; hätte ich auch Zacatecas und Fresnillo sehen wollen, so hätte ich entweder auf demselben Wege zurückkehren oder meine Reise durch den ganzen Minenbezirk bis an den stillen Ocean ausdehnen müssen. Das wäre nun freilich eine schöne Aufgabe gewesen, die lange von Herrn von Humboldt gezogene Linie bis nach Sonora zu verfolgen und alle die Minen zu untersuchen, deren Reichthum noch unbekannt ist; ich hatte jedoch nicht den Muth dazu und begnügte mich mit dem, was mir verständige Bergleute, die früher in Zacatecas und Fresnillo gewohnt hatten, erzählten. Die Ausbeutung der letztgenannten Gruben war lange Zeit mit großem Glück betrieben worden, zuletzt aber ganz und gar in Stillstand gerathen. Am meisten bedauerte ich, daß ich die Grube von Guadalupe y Calvo im Staate Sonora nicht besuchen konnte. Ihr Erz ist so reich, daß die Gesellschaft, welche sie bebaut, eine eigene Münze eingerichtet hat. Unter allen gegenwärtig befahrenen Gruben verspricht die von Guadalupe den größten Ertrag. Je weiter man ins Innere vordringt, desto mehr nimmt der Reichthum der Gänge zu. Wenn die Bevölkerung von Mejiko in demselben Verhältnisse wüchse, als die in den Vereinigten Staaten, so würden binnen einigen Jahren die Staaten Sonora, Chihuahua, Durango bevölkert und alle Gruben befahren seyn. Gegenwärtig aber kann man nur mit unerhörten Anstrengungen eine Niederlassung gründen, denn man muß Alles mit sich nehmen in eine unbebaute Gegend, in welcher die Dörfer mehrere Tagesreisen von einander entfernt liegen. Bald fehlt es ganz an Brennmaterial, bald an Wasser; außerdem aber muß man noch, um sich gegen die Indianer zu verteidigen, welche die Werke zu zerstören suchen, förmliche Festungen bauen, ehe man durch Schächte oder Stollen versuchen kann, zur Erzader zu gelangen. Der Wunsch, sein Glück zu machen, ist jedoch so heftig, daß diese Hindernisse Niemanden entmuthigen. Der einfache Bergmann, welcher doch nur auf einen ganz geringen Antheil hoffen darf, setzt sich ohne Bedenken allen Entbehrungen aus; sein Verdienst ist so unsicher, daß ihn die Gefahren einer Reise nicht mehr erschrecken. Ich habe in Guanajuato Arbeiter gesehen, welche fast in allen Gruben der Republik gearbeitet hatten. Wenn die Beschäftigung in der einen Grube aufhört, so ziehen sie nach einer anderen, die oft 100 Lieues (60 deutsche Meilen) entfernt liegt. Bei ihrer Rückkehr erzählen sie ihre Beobachtungen, und ihre Schätzung erweist sich fast immer als richtig. Die englischen Bergleute sind abgestumpfte Wesen, Lastthiere, nichts weiter; die mejikanischen Bergleute dagegen sind in Allem das Gegentheil. Die Arbeit in den Gruben, statt sie zu verdummen, giebt ihnen eine Zuversicht, welche sie im gewöhnlichen Leben nicht erreicht haben würden. Man hat mir höchst merkwürdige Züge von ihrer Geistesgegenwart erzählt. Ich habe oft mit ihnen geplaudert und sie stets mit großem Vergnügen angehört.

Als ich die Hauptgruben von Guanajuato besucht hatte, mochte ich meinen Aufenthalt daselbst nicht verlängern, denn diese Stadt bietet nicht die geringste Unterhaltung. Die Einwohner sind ganz beschäftigt mit dem Bergbau und kennen nur den Preis des Erzes und des Quecksilbers. Da der Gewinn, wenn er wirklich vorhanden ist, nur sehr beschränkt seyn kann, so ist die allgemeine Stimmung sehr niedergeschlagen; man müßte einen reichen Erzgang entdecken, um alle diese Leute in Bewegung zu setzen und ihre trüben Ahnungen zu zerstreuen; ich sage trübe Ahnungen, denn alle diejenigen, welche bei der Ausbeutung der Minen theilhaftig sind, sehen mit Schrecken, daß die Regierung geneigt ist, die Ausfuhr des Geldes mit neuen Zöllen zu belasten. Das nur allzu wahre Gemälde von ihrem traurigen Zustande hat keinen Erfolg gehabt, die Regierung läßt sich von der herrschenden Meinung leiten, nach welcher alles ausgeführte Geld verloren ist.

Als ich Guanajuato verließ, kam ich an der Pflanzung vorüber, einem öffentlichen Brunnen, durch den die Stadt mit Wasser versehen wird. Zahlreiche Esel, welche zwei mit Wasser gefüllte Schläuche tragen, geben unaufhörlich von dem Brunnen durch die Straßen und wieder zurück. Ueber die Berge, von denen Guanajuato umgeben ist, führt eine kaum gebahnte Straße; oft muß man über stufenförmig ausgehauene Porphyrfelsen klettern. Mehr als einmal glitt mein Pferd, welches ich sich selbst überlassen mußte, bis an den Fuß eines gar zu abschüssigen Felsens hinunter. Der harte und glatte Stein der Straße bietet durchaus keine rauhe Oberfläche, so daß unsere Thiere sich kaum aufrecht erhalten konnten. Endlich gelangte ich auf den Gipfel des Berges, und die Schwierigkeiten nahmen allmählig ab. Ich sah mich von kahlen Bergen umgeben; hier und da erhoben sich zwischen den Felsen einige verkümmerte Fichten, und ich begegnete armen Indianern, welche unter einer

schweren Bürde Holz leuchten, die sie nach der Stadt trugen. Die alten Wälder verschwanden immer mehr. Die Spanier so wie die Mexikaner scheinen einen Abscheu vor Wäldern zu haben und begünstigen die Vernichtung der Bäume vielmehr, als daß sie sie hindern sollten. Nach sechs Stunden gelangte ich an das kleine aus einigen armen Hütten bestehende Dorf Teonasco, dessen Bewohner sich davon ernähren, daß sie die noch stehenden Bäume in Kohlen verwandeln. Am Horizonte zeigte sich San Miguel el Grande, und durch eine optische Täuschung, welche sich aus der Höhe erklärt, auf der ich mich befand, schien mir diese Stadt nur zwei Meilen entfernt. Ich brauchte aber dennoch mehr als sechs Stunden, um bis dahin zu gelangen, und der Weg führte durch eine ganz unbebaute Ebene. Erst wenn man sich den Ufern des San Miguel nähert, findet man einigen Anbau; die an den Ufern des Flusses gelegenen Haciendas sind unbedeutend; die Bewohner beschäftigen sich vorzüglich mit der Schafzucht.

San Miguel ist amphitheatralisch gebaut und beherrscht die ganze Ebene; die Stadt zählt ungefähr 12,000 Einwohner und enthält viele Kirchen und einige schöne Häuser. Ihre Gewerbsthätigkeit hat seit dem Freiheitskriege fast aufgehört, doch verfertigt man noch baumwollene Mantas und Wollstoffe für die nördlichen Provinzen. Aus Mangel an brauchbaren Straßen für beladene Saumthiere ist San Miguel von größeren Städten abgeschnitten, und seine Manufakturen beschränken ihre Erzeugnisse auf die Bedürfnisse der Bewohner von San Luis, Potosi und Durango. Hinter San Miguel erhebt sich die Straße nach einer Hochebene, die nichts hervorbringt, als einige Grasbüschel, von denen zahlreiche Heerden leben. Die an dieser Straße gelegenen Dörfer weiteisen unter einander an Armseligkeit, einige Kopalstauden umgeben die Hütten, und ihre schlüpfrigen Früchte sind die einzigen, welche man auf der ganzen Reise bemerkt. Verfallene Haciendas vergrößern noch das traurige Aussehen jener Ebene. Ich hielt an einer dieser Haciendas an, die den Mönchen von Carmen gehört. Der Wasserbehälter war verfallen und ließ dem Wasser nach allen Seiten freien Lauf. Die ganze Umgegend hat einen vulkanischen Charakter; aus den Bergen ergießen sich warme Quellen, und selbst das Wasser der gegrabenen Brunnen hat einen ziemlich hohen Wärmegrad. Guadalupe ist minder traurig und entvölkert als die Dörfer Los Ricos, Santa Maria und viele andere, durch die mich mein Weg geführt hatte. Die Einwohner verdanken die Fruchtbarkeit ihrer Acker einigen Quellen. Ich kam gerade zu dem Feste der Patronin des Dorfes, unserer lieben Frau von Guadalupe. Die ganze Nacht wurde mit Tänzen und allerlei Spielen verbracht, an allen Thüren glänzten Fackeln, und Flintenschüsse bezeichneten die allgemeine Freude; bei einem solchen Lärm war es unmöglich zu schlafen, und ich war glücklich, daß ich vor Sonnenaufgang nach Cadereita abreisen konnte. Cadereita ist eine kleine, ziemlich traurige Stadt ohne ausgezeichnete Gebäude. Die Mehrzahl der Häuser ist verfallen, die Mantasfabriken freilebigen kaum die Bedürfnisse der Bevölkerung. Cadereita enthält mehrere von den Bewohnern bebaute Silbergruben, die aber, so viel ich bei einem Besuch einer hacienda do bonifacio ersehen konnte, ein sehr geringes Erz geben. Das Erz wurde wie zu Guanajuato auf kaltem Wege amalgamirt. Am Fuße des Berges, welcher die Stadt beherrscht, befinden sich schöne Porphyrbüschel, sie werden aber nur für das Bedürfnis der Einwohner benutzt, denn der Transport wäre unmöglich, da die Pferde in diesen Felsen kaum laufen können. Ich machte diese Erfahrung selbst, denn ich mußte fast vier Stunden weit zu Fuß gehen, erst in der Nähe des Weilers Aguas Calientes wird der Weg wieder gangbar.

Hart am Ufer des zwischen zwei Bergketten hinströmenden Flusses Aguas Calientes entspringen acht bis zehn heiße Quellen mit einem mehrere Fuß hohen Strahle. Arme Indianer suchen hier Heilung für ihre Krankheiten. Sie machen eine Grube in den Sand und setzen sich mehrere Stunden lang der Hitze dieser schwefelhaltigen Quellen aus. Ich versuchte vergeblich meine Hand über eine derselben zu halten, der heiße aufströmende Dampf zwang mich, sie fast augenblicklich zurückzuziehen. Das ausströmende Wasser ist klar und durchsichtig, obgleich es eine große Menge Schwefel enthält; wenn es sich aber mit dem Wasser des Flusses vermischt, giebt es diesem eine gelbliche Farbe. Die den Fluß Aguas Calientes einschließenden Berge geben der Landschaft einen zwar strengen, aber nicht finsternen Charakter. So weit das Auge reicht, ziehen sich diese kalten Kalkfelsen in wilden und wunderlichen Formen; zwischen hindurch schlängelt sich der Fluß in vielfachen Krümmungen, und der Wanderer scheint von einem undurchdringlichen Walle eingeschlossen zu seyn. Nur mit Anstrengung erreicht man die Höhe.

Sobald man auf den Gipfel des Berges gelangt ist, kommt man in eine sandige Ebene, welche durch ihre Vegetation und die vom Winde aufgejagten Sandwirbel an die afrikanische Wüste erinnert. Das kleine Dorf Tecosonitla mit seinen wohlbewässerten Feldern und seinen Orangenzpflanzungen schien mir eine so reizende Oase, daß ich die von einem Mexikaner mir zuvorkommend angebotene Gastfreundschaft gern annahm. Meine Ankunft war fast ein Ereigniß, denn Tecosonitla ist von allen großen Straßen abgeschnitten und wird, wie San Miguel und Cadereita, nur von einigen europäischen Kaufleuten besucht, die ihre Ausschusswaaren unterzubringen suchen. Mein Wirth konnte nur mit großer Mühe begreifen, daß ich allein aus Bispegrinde reiste, und wollte durchaus, daß mir meine Tagereisen bezahlt würden. Seine naiven Fragen ergötzten mich eben so sehr als seine Verwunderung. Als er mich eine Karte ausbreiten sah, wollte es ihm gar nicht einleuchten, daß ich durch die bloße Betrachtung dieses Blattes Papier die Entfernung erfahren könne. Trotz seiner Unwissenheit entwickelte er mir aber schöne Theorien über die Regierung und klagte namentlich die Politik des Generals Santana heftig an, so daß ich den ganzen Tag zu hören hatte; das war die einzige Zerstreuung, welche mir

ein aus höchstens 100 Häusern bestehendes Dorf darbieten konnte. Der Weg von hier nach Real del Monte beträgt zwei Tagereisen und führt durch eine bergige Gegend. Bei Ixmiquilpan mußte ich über den Rio Tula, der von zahllosen Ahaquete beschattet wird, die bis in das Bett des Flusses hineinwachsen. Ich bemerkte auf allen Seiten Wirthshäuser, in denen man Pulque verkaufte. Neben der Pulqueria zum Amor gab es eine zur Sonne, zum Kometen u. s. w. Kofe-Gemäse, welche die verschiedenen Arbeiten darstellen, durch die der Pulque gewonnen wird, geben diesem Dorfe einen eigenthümlichen Charakter. Die Indianer vertrinken ihre Befinnung in diesen Wirthshäusern. Ich wurde von einem jener Trunkenbolde verfolgt, welcher mit einem Säbel bewaffnet war, den er drohend schwenkte; in seinem Eifer gab er aber nicht Acht auf einen Mißthauen, auf den er heulend stürzte. Ich ließ ihn den Kofh abschütteln, setzte meinen Weg fort und gelangte nach Paquca, einer kleinen am Fuße der die ganze Bergkette beherrschenden Sierra Madre gelegenen Stadt. Nach einer Stunde gefährlichen Kletterns befand ich mich an der Thür des Herrn Rute, des Direktors der englischen Gesellschaft, und vergaß die Beschwerden einer Reise, welche nur allzu häufig durch jene Tropenregen gestört wird, die in einigen Sekunden durch die dichtesten Mäntel dringen.

Die den Grafen von Regla gehörigen Gruben von Real del Monte sind einer englischen Gesellschaft für einen festen jährlichen Zins auf immer abgetreten worden, da es nach einem Artikel der Constitution jedem Fremden verboten ist, Minen anzukaufen. Weil die Dauer der Ausbeutung nicht wie in Guanajuato durch einen Kontrakt auf 20 oder 30 Jahre beschränkt ist, so haben die Direktoren gewaltige Arbeiten unternommen, prächtige Straßen sind nach allen Richtungen hin gebaut worden, theils um das Erz nach den haciendas do beneficio zu bringen, theils um die Benutzung der Wälder zu erleichtern, welche die Berge bedecken. Dampfmaschinen besorgen das Ausschöpfen des Wassers, neue Stollen sind getrieben worden, um zwei früher isolirte Gruben zu verbinden. Die Arbeiten sowohl unter als über der Erde haben eine bedeutende Ausdehnung erreicht, und man fragt sich, wenn man überall die hohen Schornsteine sich erheben sieht, wenn man diese kleine, fast englisch gewordene Stadt durchstreift, ob alle diese geschickten Anstrengungen auch durch den Erfolg gekrönt worden sind. Der Ertrag der Gruben und das Vertrauen der Actionaire haben einen allgemeinen Wohlstand in Real del Monte hervorgerufen. Die hohen Löhnungen und die vermehrte Thätigkeit haben das Loos der Bevölkerung verbessert. Die Actionaire beziehen bis jetzt freilich noch keine andere Einnahme als schöne Versprechungen, aber die Direktoren sind weit entfernt, den Muth zu verlieren, und Herr Rute versicherte mir, daß die Mine im Jahre 1844 eine Dividende geben werde. Schon seit mehr als zehn Jahren werden diese Versprechungen wiederholt. Die Actionaire vertrauen noch darauf, und ich freue mich darüber, denn ich habe mich nicht enthalten können, die von den Direktoren der Gesellschaft von Real del Monte so kühn unternommenen Arbeiten zu bewundern, und ich will hoffen, daß eines Tages die Beta Bidecaiena oder die Santa Brigida ihnen einen eben so reichen Erzgang liefern werde, als derjenige war, der das auf ein jährliches Einkommen von mehr als 10 Millionen geschätzte Vermögen der Grafen von Regla begründete; bis dahin aber werden die Arbeiten kaum durch den Ertrag der Mine gedeckt, obgleich die Ausbeute im Jahre 1824 begonnen hat.

Ich verwandte einen ganzen Tag auf den Besuch der Stollen, welche zwar breit und lustig, aber nicht so prächtig sind als die von Balenziana und Rayas. Das Wasser unterbricht hier die Arbeiten nicht, obgleich es an manchen Orten über einen Fuß hoch steht. Der Ertrag der Beta Bidecaiena ist dem der Beta Madre niemals gleichgekommen; die Neigung des Ganges ist ungefähr dieselbe, die Unregelmäßigkeit der Ader aber noch bedeutender.

Die Werke von Real del Monte werden für den Reisenden besonders anziehend durch die von den englischen Direktoren unternommenen Veränderungen, bei denen sie von einer großen Anzahl anderer Engländer unterstützt werden, die als Werkführer in den verschiedenen Anstalten beschäftigt sind. Das zu Guanajuato angewendete Verfahren ist immer noch das sicherste und billigste, denn das Rösten, welches man bei den reichen Erzen anwendet, kostet 12—14 Piafter, während die Amalgamation auf kaltem Wege nur vier Piafter kostet, und doch ist das Holz im Ueberflusse vorhanden, so daß 150 Kilogramme nur einen Franken gelten.

Ich benutzte einen schönen Tag, als die zu Real del Monte wegen der hohen Gebirge häufigen Regen gerade nachgelassen hatten, zu einem Besuche der hacienda de Regla mit Herrn Rute. Unser Weg führte an einem Gießbache hin und wurde von hohen waldigen Bergen beherrscht; die Felsen, die in Wasserfällen herabstürzenden Quellen geben der Landschaft einen wilden und gewissermaßen majestätischen Charakter.

(Schluß folgt.)

Arabien.

Muselmännische Legenden.

In jedem Volke liegt ein Reichthum poetischer Kraft, und wenn es noch eine gewisse Jugendlichkeit sich bewahrt hat, gestellt sich dazu noch leicht eine Schafflust, die harmlos wie die Kindheit arbeitet und baut. Sie mag nichts Leeres leiden, weder zeitlich noch räumlich; daher schaffen sich die Völker sagenhafte Geschichtsanfänge, wo ihrem Gedächtniß die Erinnerung des Alten verschwunden ist; daher füllen sie den Raum zwischen Himmel und Erde mit Wesen aller Art, die eine Stufenleiter bilden sollen zwischen Gott und den

Menschen. Wo die ganze Bildung des Volkes schon zu weit vorgeschritten ist, bedarf es mächtiger Anstöße, um die alte Kraft wieder zu neuem, anspruchslosem Schaffen zu erwecken: großartige geschichtliche Ereignisse werden so Anknüpfungspunkte für Sagenbildung; daher die Fülle von Legenden in dem Abendlande, welches durch das Christenthum wieder verjüngt worden war.

So konnte denn auch der Islam, der ja viel geräuschvoller in die Welt getreten ist als das Christenthum, an der poetischen Kraft der orientalischen Völker, die sich dazu noch fast durchgängig von den Urfängen der Geschichte her eine gewisse Jugendlichkeit bewahrt haben, am allerwenigsten spurlos vorübergehen, und der Koran, die Kommentatoren desselben und einige Werke ähnlichen Inhalts zeigen uns auch, wie harmlos und doch ernst die Volkspoesie sich in Legendenentwicklung ergangen hat. Nach einer besonderen Seite hin lernen wir sie in einem neuen Werke von G. Weil kennen: „Biblische Legenden der Muselmänner“ (Frankfurt a. M. 1843). Die feste Beziehung Muhammed's auf Juden und Christenthum wies die schaffende und bildende Volkspoesie auch auf diese beiden hin, und sie hat daher mit gleicher Liebe das alte und neue Testament, wie das Leben ihres großen Propheten, in dieser Beziehung wenigstens, umfassen, ergänzend, ändernd, Alles aber auf ihn beziehend. Weil hat nach dem Koran, den Kommentaren desselben und vier von ihm S. 10. 11. angegebenen speziellen Werken die Geschichten des alten Testaments behandelt, und es ist sehr interessant zu sehen, was für Legenden aus den einfachen Darstellungen der Bibel geworden sind. Da ist denn Alles mit einer Kleinlichkeit, man möchte fast sagen kindischen Sorge ausgeführt; es kostet dem Satan eine ungeheure Mühe, auf den Baum der Erkenntnis zu gelangen und seinen Neid über das Jugendglück Adam's und Eva's zu befriedigen. Dabei ist aber auch wieder eine innige Poesie, die in ihrer Naivität und in ihrer doch unbefangenen Kolossalität einen ganz eigenthümlichen Eindruck macht. Ich gebe als Beispiel die Klage des ersten Menschenpaares nach der Vertreibung aus dem Paradiese; Adam ist nach Ceylon, Eva nach Schidda vertrieben worden. Das ganze Bild scheint mir wirklich zu schön, als daß ich ihm nicht noch den Sonnenschein des Reimes gönnen sollte:

Als Adam so traurig und einsam war,
Wuchs ihm vor Kummer des Varies Haar,
Und über den Bart grämte er sich tief,
Bis eine Stimme ihm zurief:
„Der Bart soll schmähdend den Mann bekleiden,
Dem schwachen Weibe ihn unterscheiden!“
Und Adam weinte für und für,
Daß thranengetränkt ward Vogel und Thier;
Die Thranen, die sich in die Erde ergossen,
Die machten kostbare Gewürze sprossen;
Geweckt vom paradisißchen Ros,
Erheben sich duftige Blumen im Gras.

In Schidda einsam Eva saß,
Bergoß um Adam der Thranen Ros.
Denn sehen konnte sie ihn nicht,
Trug er so hoch auch sein Gesicht,
Daß er an den untersten Himmel kam,
Der Engel Lobgesang vernahm.
Und Eva's thranenreiches Weinen
Ward im Meer zu Perlen und Edelsteinen,
Und wo die Thranen das Land begossen,
Hervor die herrlichsten Blumen sprossen.
Sie klagten so laut, daß Eva's Klagen
Im Westwind ward zu Adam getragen,
Und Adam's schmerzschwerer Gesöhn
Trug Eva zu des Ostens Behn.
Sie schlug die Hände himmelwärts,
Ihm kundzugeben ihren Schmerz,
Und Adam saßte sich am Vort,
Wies jetzt noch trauernder Männer Art.
In immer mächtigeren Thranenbächen
Zieht Adam's Schmerz aus den Augen brechen:
Das linke gab dem Ägäis Wellen,
Das rechte machte den Euphrat schwellen.
Mit Adam weinte die ganze Natur;
Der Vogel der Luft, das Thier der Flur,
Eins durch des Menschen Sünde verdrückt,
Jetzt durch des Schmerzes Klage erweckt,
Boll Mitleid kamen alle herbei;
Die Welt erscholl von Jammergeschrei;
Und jedes Wesen weinte laut,
Bom kleinen Wurm, den das Auge nicht schaut,
Bis zu dem Engel, der die Welt
In seinen starken Händen hält.
Als Alles weinte, da sandte fort
Der Herr seinen Engel mit Friedenswort.

So nimmt die ganze Natur Theil am Unglück der ersten Menschen — es ist ja das erste Unglück und das größte. Zudem ist es ein gemeinsamer Grundgedanke aller Volkspoesie (deren Theil doch sicher die Legendenbildung ist), daß die ganze Natur mit dem Einzelnen dulde; ich erinnere hier an Jost, die im Walde nach ihrem Tristen fragt.

In ähnlicher Weise hat die muselmännische Legende die biblischen Geschichten durchweg ausgeführt. Einen wichtigen Abschnitt bildet die Geschichte Abraham's, weil hier ein partikularistisches Interesse mit ihm Spiel ist, denn Ismael muß ja der wahre Erbe werden. Sehr schön finde ich den Zug, daß die Flammen des Scheiterhaufens, zu dem Nimrod den Abraham als einen Bekennner des wahren Gottes verdammt hat, sich zu einem Rosenbett für den

„Freund Gottes“ umwandeln. — Vorwiegend aber ist ein lediglich ästhetisches Interesse in der Behandlung der Geschichte Josephs, die mit besonderer Vorliebe in der Legende bedacht und auch Gegenstand der Kunstpoesie geworden ist. Potiphar's Gemahlin hat hier den Namen Suleicha erhalten. Der Anfang der Geschichte ist im Wesentlichen wie im alten Testament; nur erscheint Suleicha in der muhammedanischen Legende viel reiner und unschuldsvoller, wie denn auch der persische Dichter Dschami „Jusuf und Suleicha“ als Muster der reinsten und herrlichsten Liebe hingestellt hat. Nur eine Scene aus der Legende will ich schildern. Joseph hat sich durch seine Weisheit zur höchsten Würde emporgeschwungen, Potiphar aber und sein Weib sind von Pharao vertrieben worden. Dem im Triumph durch Aegypten ziehenden Joseph begegnet nun Folgendes:

Umstört von Jubel, von des Volkes Dank,
Zieht Joseph hin auf goldnem Ehrenwagen:
„Das ist er, der dem Unglück uns entrang,
„Des Schulters unser Wohl und Wehe tragen!“

Ein Weib tritt bittend zu ihm, süßen und licht,
Wenn auch umhüllt mit ärmlichem Gewande,
„Wer bist du? Bettlerin — das bist du nicht!
„Dein Adel leuchtet durch der Armuth Bande!“

Und wie er näher ihr ins Auge blickt,
Muß seine einstige Herrin er erkennen.
Wie sie von seinem Ruf zusammenschrickt!
Sie fühlt, wie Schmerz und Scham ihr Herz verbrennen.

Wohl sinkt sie hin, den Sinn umhüllt von Nacht,
Daß sie zum Leben wie verjüngt erscheine;
Und Sklav wird Joseph in der Liebe Nacht,
Des einstigen Herren Witwe wird die Seine.

So viel über die ästhetische Seite dieses Zweiges der arabischen Literatur. Dem Genus geschieht kein Eintrag, daß fast überall Muhammed in den Vordergrund tritt, daß ihn Adam und Moses schon schauen, ja daß jede Legende eigentlich eine Weissagung auf ihn ist. Zweierlei (und das muß ich noch bemerken) kann aber ein genaues und vergleichendes Studium der Legendenliteratur lehren; nämlich, daß der Islam und Muhammed wohl eine mildere Behandlung verdiene, als ihm von starorthodoxen Theologen, besonders der älteren Zeit, widerfahren ist, da ja auch er und die muhammedanischen Legenden mit größter Ehrfurcht von den Propheten des alten Bundes und besonders von Isa, dem Sohne Maria's (d. i. Jesus), spricht; und dann, daß harmlose Ausführung und liebevolle Ausdichtung himmelweit verschieden sey von schmählichem Betrug und gehässiger Verdrehung, was viele verständige Leute auch auf anderen Gebieten der Religionsgeschichte nicht begreifen können.

R. Gofse.

Mannigfaltiges.

— Neue englische Uebersetzung der göttlichen Komödie. Das unsterbliche Meisterwerk des florentinischen Dichters hat in England schon mehrere Uebersetzungen erfahren, von denen die Version des Herrn Cary, die vor kurzem in einer neuen, verbesserten Auflage erschien*), für die beste gehalten wird. Inzwischen hat es Cary eben so wenig als sein Vorgänger gewagt, die majestätische terza rima des Originals wiederzugeben; er hat vielmehr das gewöhnliche heroische Versmaß (blank verse) gewählt, das allerdings weit geringere Schwierigkeiten darbietet, aber dagegen auch die Wirkung des Ganzen nicht wenig schwächen muß. Es ist um so mehr zu bewundern, daß kein englischer Uebersetzer des Dante sich in diesem Rhythmus versucht, als schon Byron durch einige treffliche Proben gezeigt hat, wie sehr sich die englische Sprache dafür eignet, und auch ganz neulich eine höchst gelungene Bearbeitung eines venetianischen Gedichts in terza rima erschienen ist, die dem Uebersetzer, Herrn Oxenford, alle Ehre macht. So viel ist jedoch gewiß, daß man in England jetzt richtigere Begriffe über das eigentliche Wesen einer poetischen Uebersetzung hegt, als zu der Zeit, wo man Pope's Homer noch für ein unübertroffenes Muster hielt, und in dieser Hinsicht läßt sich, wie ein englischer Kritiker bemerkt, die Einwirkung der deutschen Schule und das Beispiel eines Voss, Böckh und Voß nicht verkennen. Wir finden es daher um so auffälliger, daß der durch seine „Francesca di Rimini“ u. A. bekannte Leigh Hunt eine Uebersetzung des Dante in Prosa unter dem Titel: The Italian Pilgrim's Progress, unternommen hat. Wie konnte ein so gründlicher Kenner und Verehrer der italienischen Literatur auf die barocke Idee geraten, die grandiose Schöpfung des erhabensten Dichters neuerer Zeiten mit der hausbackenen theosophischen Allegorie des ehrlichen John Bunyan zu vergleichen, die zwar durch ihre treuherzige Einfachheit und eine gewisse Originalität der Auffassung interessirt, aber doch jedes poetischen Elements entbehrt? — Es ist übrigens zu bedauern, daß Leigh Hunt es vorgezogen hat, die Divina Commedia in Prosa zu bearbeiten, da ihn sein dichterisches Talent und seine Geschicklichkeit in der Behandlung des Rhythmus befähigt hätte, sie auf eine würdigere Art in poetischem Gewande wiederzugeben.

*) The Vision; or Hell, Purgatory and Paradise, of Dante Alighieri. Translated by the Rev. H. F. Cary. London 1843.